

„... bin Katholik, der Rasse nach.“

Die Geburt der Politik aus der Religion?

Reinhard Mehrings Aufsätze zu Carl Schmitt stellen das Juristische und Politische seines Denkens in den Vordergrund

Die Faszinationskraft Carl Schmitts geht zweifelsohne von seinen Texten aus, die durch ihre Prägnanz aber auch Provokanz kaum zu überbieten sind. Sein Nationalsozialismus und sein Antisemitismus sind hinlänglich bekannt und viel tiefer als der der Schlägertruppen der SA und SS. Sie begründen sich in seinem Freund-Feind-Schema, das den Anderen als Fremden nicht nur negiert, sondern auch anerkennt. Es geht Schmitt um die Hegung des Feindes, der ihm als „eigene Frage als Gestalt“ (Theodor Däubler) erscheint. Gerade dadurch, dass er uns „in Frage stellt“, indem er uns mit unserer eigenen Frage konfrontiert, bestätigt uns der Andere. Was genau bedeutet aber nun „unsere eigene Frage“? Um dies aus unserer Sicht zu verstehen, brauchen wir nur unsere heutige politische Situation vor der letzten Bundestagswahl anzuschauen. Es geht nämlich bei Schmitts Feind-Begriff nicht nur um die zwischenstaatliche Feindschaft zwischen Staaten und Völkern, sondern etwa auch um die politische Auseinandersetzung im Binnenraum des eigenen Staates selbst bis hin zum Bruder-Zwist oder der Urform des Bruderkriegs zwischen Kain und Abel, der in der Vernichtung des Anderen endet.

Die Hegung des Krieges

Konsequenterweise folgt aus Schmitts Freund-Feind-Schema der Krieg als Mittel der Fortsetzung der Politik zur „Einebnung“ dessen, was die Pazifisten am Krieg verkennen. Denn indem sie den Krieg mit allen Mitteln abwenden wollen und tabuisieren, bricht er sich auf verheerendere Weise Bahn. Mit der „Hegung“ des Krieges und damit der Abwehr des „diskriminierenden Kriegsbegriffs“, begründet in seiner wichtigsten völkerrechtlichen Schrift „Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum“, wirft man ihm zwar Bellizismus vor, aber die Verknüpfung des Krieges als letztes Mittel der Politik, verschließe die Augen davor, dass es Feindschaft und Kriege in der Welt gibt und verleugne, dass es – wenn man Schmitts Freund-Feind-Schema, das existentiell statt nur instrumentell oder materiell gedacht werden muss, ernst nimmt – um nichts anderes geht als um Leben und Tod. Das wäre homo homini lupus, das wäre der Bürgerkrieg. Und um den abzuwehren, geht es Thomas Hobbes Leviathan, dem Schmitt 1938 seine Studie „Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes – Sinn und Fehlschlag eines Symbols“ widmet, die er nach dem Krieg als verklausulierte Kampfschrift gegen den Nationalsozialismus darstellen möchte, indem er sie Ernst Jüngers „Auf den Marmorklippen“ zur Seite stellt. Dabei waren ihm die Juden genau die Parallele zu dem „Menschen verschlingenden Ungeheuer“ des Leviathan wie man aus der 1942 seiner Tochter Anima gewidmeten Schrift „Land und Meer“ – „ein Kinderbuch“, auf jeden Fall eines seiner schönsten Bücher (Anm. d. Verf.) – unschwer herauslesen kann. Nach der Katastrophe des Krieges sollte urplötzlich dem Staat diese Rolle zufallen; ein „diskriminierender Staatsbegriff“ des Etatisten? War

Schmitt durch diese Umdeutung doch der Wendehals, der er nie sein wollte?

Schmitts Kriegsbegriff korrespondiert seinem Dezisionismus, der sich im ersten Satz seiner „Politische(n) Theologie“ von 1922 Bahn bricht: „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“. Dieser Satz richtet sich natürlich radikal gegen die bürgerliche Demokratie und mündet letztlich 1933 in der Begrüßung des Führerstaates. Gerechtfertigt wird die Radikalität dieses Souveränitätsbegriffs durch die Berufung auf und die Verknüpfung mit der Theologie. Daraus folgt das „Säkularisierungstheorem“. Der erste Satz des dritten Kapitels seiner Politischen Theologie lautet: „Alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“. Hier wird eine durchaus plausible Strukturanalogie zwischen Politik und Theologie hergestellt.

Seine letzte Schrift zu Lebzeiten (Politische Theologie II) greift diese frühe Eingebung fast 50 Jahre später in polemischer Weise ge-

gen alle Angreifer seiner Position wieder auf. Zuvorderst gegen den zum Katholizismus konvertierten ev. Theologen Erik Peterson sowie Hans Blumenberg, der in seiner „Legitimität der Neuzeit“, wie Schmitt meint, die juristische Flagge hisse. Es ist die berühmte Erledigungsschrift, in der er die Angriffe zu Legenden „von der Erledigung“ seiner und „jeder Politischen Theologie“ macht. Dieses Thema nimmt Mehring in seine Kapitel XX. und XXI. ausführlich auf. Es ist nach Einschätzung des Verfassers dieses Artikels schließlich die wohl wichtigste intellektuelle Nachkriegsdebatte bis heute geblieben.

Die „Weisheit der Zelle“

Für sein nicht nur karrieristisches Einlassen mit den Nazis entrichtete Schmitt einen hohen Preis und saß bis 1947 in Haft, in der die Schrift „Ex Captivitate Salus“ entstand. Ein ehrlicheres Bekenntnis kann man sich kaum vorstellen, nicht zu vergleichen mit den billigen Rechtfertigungen anderer Nazis. Aus der protestantischen Schuldkultur,

er sich komplett herausziehen und flüchtet in die einsame Heimat nach Plettenberg ins Sauerland, von woher er seine Bannsprüche gegen diese „Schamkultur“ sendet und wohin die europäische Intellektuellen-Elite bis zum berühmten Hegelforscher Alexandre Kojève pilgerte. In seiner zweiten Lebenshälfte – er war nach dem Krieg 57 Jahre alt, lebte aber noch 40 weitere Jahre – wurde der Professor für Staatsrecht mit einem Berufsverbot belegt, aber darunter war seine böse Allianz auch nicht zu sühnen. Dennoch machte er seinen Einfluss in der entstehenden Bundesrepublik wie kaum ein anderer Jurist durch wichtige Schüler wie Ernst Forsthoff und den späteren Bundesverfassungsrichter und SPD Mitglied Ernst-Wolfgang Böckenförde nicht nur bei den Gründungs Vätern der noch jungen Republik geltend. Doch seine Strahlkraft reichte auch in andere und linke intellektuelle Kreise bis weit ins Ausland. Selbst der Faschismus unverdächtige Marxist Walter Benjamin schrieb ihm immerhin in der Endphase der Weimarer Republik 1930 einen Brief, in dem er bekannte, wie viel sein „Trauerspielbuch“ (Benjamins Habilitationsversuch, der scheiterte) Schmitts Souveränitätslehre verdanke.

Henning Ritter, der kürzlich verstorbene Leiter der „Geisteswissenschaften“ der FAZ und Sohn des berühmten Münsteraner Philosophen Joachim Ritter, der eine ganze Schule begründet hatte und auch eine Beziehung zu Schmitt pflegte – Mehring widmet auch dieser Beziehung ein Kapitel – bemerkte einmal: Statt sich immer wieder über das nationalsozialistische Engagement von Carl Schmitt, Martin Heidegger, Arnold Gehlen, Gottfried Benn und so fort zu echauffieren, „hätte man sich fragen sollen, worin die intellektuelle Anziehungskraft des Regimes bestehen konnte“. Gerade die intellektuelle Unattraktivität des Regimes „schrie geradezu nach intellektueller Aufpolierung [...]. Geistverlassen wie es war, zog es den Geist von Intellektuellen an, die sich ihrer Umgebung für überlegen hielten [...] und dass ihr Rat [...] bereitwillig aufgenommen“ würde. Sie unterschätzten dabei die Geist-

feindlichkeit des Regimes, das sich gar nicht erst belehren lassen wollte.

Vor diesem Hintergrund kommt die detaillierte Aufsatzsammlung von Reinhard Mehring, „Carl Schmitt: Denker im Widerstreit“, hervorgegangen aus mittlerweile mehreren Jahrzehnten der Beschäftigung mit dem umstrittenen „Kronjuristen des Dritten Reichs“ wie schon seine 750 Seiten starke Biografie „C.S. – Aufstieg und Fall“ zu erhellenden Erkenntnissen.

Reinhard Mehrings Aufsätze bilden zugleich eine Kontrastfolie gegen die bloß antinazistische Erregung und vermögen es dennoch, den Finger in die Wunde der Affinität zum Regime (vgl. Schmitts Staatsrat-Projekt, Kap. V, S. 80 ff.) zu legen. Mehring fühlt dem Werk und seiner Wirkung auf den Zahn, indem er auch die intellektuellen Querverbindungen zu anderen konservativen Denkern von Hegel angefangen über René König, Arnold Gehlen, Hans Freyer, Joachim Ritter, Reinhart Koselleck, Rüdiger Altmann, Karl Mannheim freilegt. Schmitts Kampfschrift „Theorie des Partisanen“, eine späte Ergänzung seines Begriffs des Politischen, aber noch sechs Jahre vor der sogenannten studentischen Revolte bereits 1962 erschienen, wurde von den Linken quasi als Programmschrift und Kult-Büchlein genutzt.

Das Ringen um die „katholische Verschärfung“

Im Kapitel „Weisheit der Zelle“ in den Aufzeichnungen von ‚45 bis ‚47 aus „Ex Captivitate Salus“ gibt es eine Stelle, die unser Zeitalter verhöhnt und verspottet. Ähnlich hatte er es bereits 1916 in „Theodor Däublers Nordlicht“ gesehen: „Der unheimliche Zauberer schafft die Welt um, verändert das Antlitz der Erde und macht die Natur sich untertan. Sie dient ihm; wofür ist gleichgültig, für irgendeine Befriedigung künstlicher Bedürfnisse, für Behagen und Komfort. Die Menschen, die sich von ihm täuschen lassen, sehen nur den fabelhaften Effekt: die Natur scheint überwunden, das Zeitalter der Sekurität bricht an; für alles ist gesorgt, eine kluge Voraussicht und Planmäßigkeit ersetzt die Vorsehung.“

Reinhard Mehring

Carl Schmitt:
Denker im
Widerstreit

Werk –
Wirkung –
Aktualität



VERLAG KARL ALBER



aus deren „Schauspiel einer Rafferei zwischen Bußpredigern“ will

AOK
Die Gesundheitskasse.

Pluspunkte für Studierende

- ✓ Ihre Gesundheit liegt uns am Herzen. Deshalb können Sie mit ProFit, dem Prämiensprogramm der AOK Baden-Württemberg, in Sachen Bewegung und Vorsorge Punkte sammeln. Diese Punkte tauschen Sie dann gegen attraktive Sachprämien ein, wie z. B. ein iPod oder lassen sich das Geld auf Ihr Konto gutschreiben.
- ✓ Als einzige Krankenkasse in Freiburg haben wir ein KundenCenter speziell für Studierende
- ✓ Kostenfreie Teilnahme an allen AOK-Gesundheitsangeboten!
- ✓ Attraktive Zusatzversicherungen: In den Bereichen Zahnersatz, Brille, Ausland, etc.
- ✓ AOK im Internet: aok-on.de/bw/studierende, aok-bw.de/sor

AOK-Studentenservice: Stefanie Matthes, Sedanstr. 4, 79098 Freiburg, Telefon: 0761/384 096 25, E-Mail: stefanie.matthes@bw.aok.de

GESUNDNAH
AOK - Die Gesundheitskasse Südlicher Oberrhein

Der Abschnitt liest sich wie ein Reversbild der Vorrede aus Nietzsches Zarathustra über den letzten Menschen: „Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln.

Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar[n] und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme. [...]

Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, dass die Unterhaltung nicht angreife.

Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich.“

Kurzum: „Alle sehr gleich, sehr klein, sehr rund, sehr verträglich, sehr langweilig. Ein kleines, schwaches, dämmernes Wohlgefühl über alle gleichmäßig verbreitet, ein verbessertes und auf die Spitze getriebenes Chinesentum.“ Also, sprach Zarathustra.

Fatal nun, dass die lebenslange Polemik Schmitts gegen den Heilsmythos des Diesseits – wie soeben von ihm selbst und Nietzsche beschrieben – mit den Juden, die im Zeichen des „Diesseitsaktivismus“

den Himmel auf Erden wollten, verbunden wird. Schmitts Kampf gegen den „Zauberer“ hat mit einer grünen Fortschrittspolitik, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, wenig am Hut. Es ist seine Fortsetzung des Kampfes gegen diesen einen Feind. Wer ist dieser „Zauberer“? Die politische Form des kapitalistischen, technokratischen Zeitalters ist für ihn das Gespenst des Liberalismus, die theologische – und das ist hier die existenzielle Form des Feindes – bildet der „Antichrist“. Schmitt sieht sich als Katechon, als Aufhalter dieses Antichristen, der in Gestalt des jüdisch-christlichen Liberalismus den Sekuritäts- und Friedensstaat garantieren soll. Er richtet sich gegen die Vertreter dieses Zeitalters, die Aufklärer und Fortschrittsgläubigen, „gegen die Neutralisierer, die ästhetischen Schlaraffen, gegen Fruchttaubtreiber, Leichenverbrenner und Pazifisten“ und sucht das Heil in der Feindschaft.

Um die Sphinx des Ringens um „die eigentlich katholische Verschärfung...“, die er als „das geheime Schlüsselwort“ seiner „gesamten geistigen und publizistischen Existenz“ verstanden wissen will, macht Mehring bei aller Ausführlichkeit seiner Analysen auf

den gesamten rund 400 Seiten einen großen Bogen bis auf das Peterson-Kapitel. Eine Enträtselung des „Verschärfungs-Theorems“ wünscht sich jeder, der sich für Schmitt interessiert. Zumal ja durch Erik Peterson der Vorwurf an Schmitt im Raum stand, er hätte „sich für das Heidentum entschieden“ (Mehring, S.328), was Schmitt zum Abbruch der jahrelangen Korrespondenz und Freundschaft veranlasste, dessen Abgrund mit PT II über den Tod des ehemaligen Freundes hinausreichte.

Überhaupt fehlen dem Verfasser die Zuspitzungen auf Schmitts Feindbild der Juden, das aus Schmitts Politischer Theologie folgen muss. Es wird von Mehring als „Dämonologie“, klingt wie eine Paranoia, eingestuft. So kommt man dem tieferen Antisemitismus, der in der „katholischen Verschärfung“ selber verborgen liegt, nicht genügend bei: „Ich bin Katholik nicht nur dem Bekenntnis, sondern auch der geschichtlichen Herkunft, wenn ich so sagen darf, der Rasse nach“, schreibt Schmitt noch am 23.05.1948 an Helmut Rumpf. Mehring bezieht sich auf die Aussagen Schmitts, juristisch zu argumentieren, wenn er sich normativen, moralischen, philosophischen Urteilen enthalten und sich da-

mit aus der persönlichen Verantwortung für die intellektuelle Mittäterschaft der Shoa ziehen möchte. Ihm schwebt eine „Rückwendung zur theoretischen Auseinandersetzung“ (S.11) vor, die er hier wirkungsgeschichtlich angeht. Den Leser hätten aber nicht nur die zahlreichen intellektuellen Verwicklungen interessiert, die Nachkriegs-Netzwerke und Wirkungen, die Schmitt zu seinen Schülern Ernst Forsthoff, Roman Schnur, Ernst Wolfgang Böckenförde usw. pflegte, auch wenn das alles entsprechend der Quellenlage ausführlich und solide durchleuchtet ist. Durchaus spannend wäre gerade das Urteil des Gelehrten Mehring zu den oben ausgeführten grundlegenden Fragen zu Schmitts Katholizismus und dessen Rolle für seinen Antisemitismus gewesen, er lässt sich aber zu einem weltanschaulichen Blick auf Schmitt nicht hinreißen, was man ihm wiederum zugutehalten kann. So bleiben wir im nüchtern wissenschaftlichen, im „historisch-philologisch rekonstruktiv[en]“ Diskurs verhaftet, die dem Spezialisten zwar Neues zu bringen vermag, dem Leser aber, der wissen will, „was da wirklich los war“, nurmehr Anstöße zur weiteren Recherche zu liefern vermag. Für ein Gesamtbild

Schmitts verweist der Autor dem hiesigen Anspruch gemäß auf sein Einführungsbändchen zu Schmitt und seine umfangreiche Biografie aus früheren Jahren.

Mehring's Buch ist entsprechend seiner Anlage als Aufsatzsammlung aus mehreren Jahrzehnten konzipiert. Etwas rätselhaft bleibt dem Verfasser, dass dann nicht alle seine Aufsätze zu Schmitt in das Kompendium aufgenommen wurden. Der für „die eigentlich katholische Verschärfung“ wichtige Aufsatz Mehring's „Geist gegen Gesetz“ von 1994, in dem es auch um die hochinteressante Herleitung von Schmitts privat-christlichem antisemitischen Affekt aus der Identifikation von Gesetzesdenken mit dem Judentum geht, hätte mit in die Sammlung gehört.

Die Faszination bleibt...

Die interessante Frage, was Schmitt zu unserer heutigen „außergewöhnlichen Situation“ (Kanzlerin Merkel), Flüchtlingskrise, zur Uneinigkeit Europas, Krise der europäischen Fiskalpolitik, ATTAC-Bewegung, Freihandelsabkommengegner, Brexit-Folgen, Globalisierungskritik, Klimafolgenabschätzung, ökologische Fragen

usw., zu sagen gehabt hätte, bleibt spekulativ. Das sieht auch Mehring so. Dennoch sind drei Schlusskapitel dem Themenblock gewidmet, darunter ein Interview. Ein Dissident wäre Schmitt allenthalben geblieben. Allein die Frequenz, in der man Schmitt heute wieder von links wie aber v.a. von rechts zu Rate ziehen möchte, zeigt doch seine Aktualität – man denke nur an die Proteste auf der jüngst vergangenen Frankfurter Buchmesse gegen den erzkonservativen, um nicht zu sagen reaktionären Antaios Verlag, der Schmitt mit Vorliebe rezipiert. Auch Mehring's Buch hat nun durch zahlreiche Interviews in Funk und TV ungläubliche Aufmerksamkeit erfahren, was ein Indiz für die Bedürftigkeit unserer Zeit ist, gerade bei solchen konservativen Denkern Rat zu suchen, denn der Vergleich mit Weimar (eine Demokratie von außen – Stichwort Versailles – und daher ohne Demokraten) wird durch Parteien wie die AfD wieder hochbrisant.

Reinhard Mehring, Carl Schmitt: Denker im Widerstreit, Werk – Wirkung – Aktualität, 412 S. Verlag Karl Alber, Freiburg 2017, Euro 39,90
Jens Bodemer ©

Werte sind Produkte unserer Einbildungskraft, Wünsche und unserer Vernunft

Der Philosoph Andreas Sommer stellt sich Fragen zu seinem Buch „Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt“

Andreas Urs Sommer (*1972) lehrt Philosophie mit Schwerpunkt Kulturphilosophie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. und leitet die Forschungsstelle Nietzsche-Kommentar der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Er bezeichnet sich als agnostischen Skeptiker. In seinem Essay „Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt“, befasst er sich u.a. mit abgegriffenen Gemeinplätzen wie „unsere gemeinsamen Werte“, die gerne von Politikern benutzt werden. Für Sommer sind dies Worthüllen, geleitet von Wunschnenken, das die geschichtliche Veränderbarkeit moralischer Werte übersieht; er begreift Philosophie als Irritationsinstanz, die Denkgewohnheiten hinterfragt und nicht etwa Wahrheiten verkündet. Unsere Mitarbeiterin Cornelia Frenkel hat Professor Sommer zu sei-

nen Thesen und kritischen Ideen befragt.

UNIversalis: Herr Professor Sommer, in Ihrem Buch finden sich Sätze wie „Werte sind immer Werte für jemanden“, womit bereits der Untertitel angesprochen ist, der besagt, dass es Werte an sich nicht gibt, sondern diese stets neu verhandelt werden? Warum brauchen wir sie?

Andreas Urs Sommer: Werte sind etwas, was ich als „regulative Fiktionen“ bezeichne. Das heißt, es sind Produkte unserer Einbildungskraft, unserer Wünsche und unserer Vernunft gleichermaßen, dazu erfunden, unserem Leben Sicherheit und Orientierung zu geben. Als solch zwitterhafte Erzeugnisse sind sie hochgradig instabil und stetem Wandel ausgesetzt, zugleich aber nützlich, weil sie uns unser Leben in stetem Austausch und Abgleich mit anderen Menschen zu organisieren gestatten.

UNIversalis: Wie lässt sich ein Denken charakterisieren, das Sie mit

dem Begriff „Wertontologie“ bezeichnen? Haben Sie dafür ein anschauliches Beispiel parat?

Andreas Urs Sommer: Der „Wertontologie“ ist mein Gegenspieler im Buch über die Werte. Seine These lautet, dass es sich bei Werten um an sich gegebene, für sich stehende Wesenheiten handelt, die wir einfach so oder mit einiger Vernunftanstrengung erkennen können. Wertontologie hält die Werte für seiend, ich halte sie für gemacht und geworden.

UNIversalis: Sind Werte wirklich nur Bewertungen, d.h. Vergleiche und Präferenzen, die von der Perspektive des Bewertenden und seinen Interessen abhängen? Bestehen hier Einschränkungen?

Andreas Urs Sommer: Werte gehen auf Bewertungen zurück, und diese Bewertungen sind in hohem Maße kontextabhängig. Eine Ameise bewertet einen Sachverhalt naturgemäß anders als ein Mensch das tut; und auch ein Mensch bewertet einen Sachverhalt gänzlich verschieden, je nach Situation, in der sie oder er sich befindet. Ein Durstiger in der Wüste wird ein Glas Wasser hoch schätzen, während achlos an diesem Glas vorübergeht, wer gerade aus der Kneipe kommt. Werte sind nun verallgemeinerte Bewertungen, von denen wir glauben, dass sie möglichst in allen Situationen ihre Geltung bewahren sollen: zum Beispiel Freiheit oder Gerechtigkeit. Dennoch aber wird das, was Freiheit oder Gerechtigkeit ist, in jeder Situation sich neu zeigen und bewahren müssen.

UNIversalis: Werte sind also keine greifbaren Elemente der menschlichen Verhältnisse, warum beziehen wir uns aber auf sie und müssen beim Argumentieren zwischen Meinungen und Tatsachen unterscheiden?



Professor Andreas Urs Sommer

Andreas Urs Sommer: Wir sollten uns nicht der Illusion hingeben, wir könnten Tatsachen einfach so vom Baum pflücken wie Äpfel. Tatsachen sind komplizierte mentale Produkte, denen allerdings der Anspruch auf intersubjektive Überprüfbarkeit innewohnt. Auch Werte machen solche Geltungsansprüche, aber hier ist es, weil auf Akten des Bewertens beruhend, noch viel schwieriger, zu einem auch nur momentan stabilen Konsens zu kommen. Der Unterschied zwischen Werten und Tatsachen ist also kein prinzipieller, sondern ein gradueller. Selbstverständlich rekurrieren wir in unserem Argumentieren immer auch auf Bewertungen, denn wir wollen ja etwas erreichen, eine bestimmte Bewertung im Diskurs durchsetzen.

UNIversalis: In unserer aktuellen Gesellschaft werden unterschiedliche Werte akzeptiert, d.h. auch unterschiedliche Lebensentwürfe und Denkweisen. Was bedeutet dies aus kulturhistorischer Sicht?

Andreas Urs Sommer: Die Pluralität der Werte in der Gegenwart ist

sanenhafte Individuum – mit seinen höchst persönlichen Wertpräferenzen – kommt diesen Totalitarismen immer wieder in die Quere.

UNIversalis: Unsere freiheitlich demokratische Grundordnung basiert auf Werten, allen voran die Würde des Menschen und die Menschenrechte. Sind Werte – und deren juristische Begründung – nicht unverzichtbar für das Allgemeinwohl?

Andreas Urs Sommer: Eine juristische Grundordnung, die sie im Grundgesetz niedergelegt ist, ist selber Ausdruck von bestimmten Wertpräferenzen, die ganz bestimmte Erfahrungen zum Ausdruck bringen: Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland ist entstanden

aus der schrecklichen Erfahrung des Nationalsozialismus. Was da geschehen ist, sollte nie wieder geschehen. Solche Wertpräferenzen nahmen Gesetzescharakter an und sind so lange gültig, wie die Menschen sie für gut und nützlich erachten. Was beispielsweise mit dem notorisch deutungsbedürftigen Begriff der Menschenwürde gefasst wird und was nicht, ist Gegenstand einer unabschließbaren Deutungspraxis. Wir deuten die Werte, die wir uns als Gemeinschaft gegeben haben, immer wieder neu – und halten sie so kommunikativ am Leben.

UNIversalis: Herr Professor Sommer, welche Fragen müssen Sie in diesem Zusammenhang offen lassen?

Andreas Urs Sommer: In der Philosophie bleiben die meisten Fragen offen. Und das ist gut so. Zumindest in meinen Wertbegriffen.

UNIversalis: Wir bedanken uns für Ihre werten Ausführungen.

Andreas Urs Sommer: „Werte – Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt“. 199 Seiten. J.B. Metzler 2016
Cornelia Frenkel

Das Hochschulteam ist Partner im Service-Center-Studium

Erfolgreich studieren - gut Durchstarten!

Ihr Career-Service im Service-Center-Studium
Sedanstraße 6 • 79098 Freiburg
Telefon: +49 761 203 8828

Sprechzeiten: Mo 9-12 Uhr, Di 9-12 Uhr
u. 14-16 Uhr, Do, 9-12 Uhr u. 14-16:30 Uhr
www.arbeitsagentur.de
www.studium.uni-freiburg.de/absolventen



Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Freiburg